



PHILIPP RIEDERLE



WER WIR SIND UND WAS WIR WOLLEN

Ein Digital Native erklärt seine Generation

Knauer Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Mai 2013

Copyright © 2013 by Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-78611-6

5 4 3 2 1

*Für meinen Opa Eugen,
der mich lehrte, die Welt zu begreifen*

Inhalt

Intro

1 Die lieben Medien – und wie wir damit umgehen	19
2 Vom Auto bis zum Automaten	43
3 Start making sense!	57
4 Was treibt uns an?	73
5 User-generated Life in einer flüssigen Welt	89
6 Keine Altersfrage: Kindheit und Erwachsensein	109
7 Bildung – auf den Kopf gestellt	127
8 Es gibt viel zu tun	147
9 Let's face it	165
10 Ruhe, Rausch und Rebellion	183
11 Wie wir leben	205
12 So geht Politik digital	229
13 Von der Virtual Reality zur Real Virtuality	245

Dank 257

Anmerkungen 259

Bibliographie 265

Intro

Ich bin Philipp Riederle und etwa so alt wie das Internet. Geboren wurde ich 1994, also in einer Zeit, als ein paar wohlhabende Menschen mit kiloschweren Mobiltelefonen in abgelegene Waldstücke gefahren sind, um zu sehen, ob sie dort noch Empfang haben. In einer Zeit, in der noch munter »gefaxt« wurde und einige Visionäre eine Ära prophezeiten, in der Computer und Telekommunikation sich vereinen würden (und zwar schon bald!), als man noch von »EDV« sprach und der kalifornische Computerhersteller Apple gerade seinen Unternehmensgründer Steve Jobs hinauswarf. Immerhin, es gab schon Privatfernsehen; da liefen ziemlich merkwürdige Spielshows, in denen barbusige Mädchen herumhopsten oder jemand auf einem »heißen Stuhl« gegrillt wurde wie am mittelalterlichen Pranger.

So berichtete man mir. Ist auch nicht so wichtig, denn ich schaue kaum fern. Eigentlich nur, wenn Freunde etwas posten, was mir wirklich interessant erscheint. Und wenn Ihr Euch jetzt wundert, warum der Bengel nicht anständig fernsieht – und stattdessen nur an diesem Monitor herumdaddelt –, wären wir schon mitten im Thema. Denn ich könnte vermutlich Euer Sohn sein – nicht nur vom Alter her. Auch hinsichtlich der Tatsache, dass Ihr meine Generation nicht versteht und Euch womöglich Sorgen macht. Wie um Eure eigenen Kinder. Und gleichzeitig habt Ihr das unangenehme Gefühl, dass diese Generation der Digital Natives auf dem Vormarsch ist (was ja auch der natürliche Lauf der Dinge ist).

Willkommen bei der Generation Y, der Generation Z oder der Ge-

neration C – C wie Connected. Uns sind schon so viele Generationenbezeichnungen übergestülpt worden, da sollte man sich nicht festlegen. Schließlich kann es uns auch egal sein ... Die vom kanadischen Schriftsteller Douglas Copland aus der Wiege gehobene Generation X definierte sich noch über das gepflegte Slackertum, die gespielte Verzweiflung angesichts der lähmenden Multi-Optionen, die die Gesellschaft zu bieten hat. Wir nutzen sie. Mehr, als Ihr vermutet. Unsere Leitfrage lautet: »Was ist für uns relevant?«

Der Generationenunterschied definiert sich über die digitalen Medien: auf der einen Seite Ihr Älteren, auf der anderen Seite wir – die erste Generation, die Medien, Kommunikation und digitale, soziale Vernetzung mit der Muttermilch aufgesogen hat. Das ist so. Damit müssen wir fertigwerden, und das nutzen wir anders, als Ihr denkt. Bei einer Podiumsdiskussion saß neben mir einmal der altgediente Privat-TV-Pionier Helmut Thoma (mit »How low can you go«-Formaten wie *Tutti Frutti* oder *Der heiße Stuhl*) und meinte nach einem Wortwechsel: »Wissen Sie, Herr Riederle, Sie machen den gleichen Fehler wie alle in Ihrer Generation: Sie schließen von sich auf andere.« Abgesehen davon, dass Herr Thoma als letzte Zuflucht den persönlichen Angriff nach vorne startete, war dieses Statement eine Dokumentation für die Vorgestrigkeit einer Haltung, die ich mir in meinem zarten Alter erst einmal aus der Historie anlernen musste.

Digital Natives schauen nicht mehr fern

Wenn wir schon beim Fernsehen sind, nehmen wir es einmal als Beispiel für den Unterschied zwischen meiner und der Thoma-Generation. Das Fernsehen produziert zeitlich festgesetzte Programme. Das Wort »Programm« leitet sich aus dem Griechischen

her und bedeutet »Vorschrift«. Vor den Zeiten der Sender-Mediatheken im Internet war es ja zeitlich vorgeschrieben, wann man sich vor dem Fernseher einzufinden hatte, wenn man eine bestimmte Sendung sehen wollte. Ihr kennt das gar nicht anders. Natürlich hat das auch etwas Gemütliches; man sprach von einer Lagerfeuer-Atmosphäre, die man von Wilhelm Wieben bis Thomas Gottschalk über Generationen miteinander teilte. Man fühlte sich vor allem sehr persönlich verbunden: In den sechziger Jahren erhielt der Tagesschau-Sprecher Wieben einmal einen Brief, in dem stand: »Sehr geehrter Herr Wieben, Sie haben es sicher bemerkt: Wir haben neu tapeziert.« Mittlerweile ist man vielleicht aufgeklärter, aber das Verhältnis zwischen Sender und Empfänger ist in puncto Fernsehprogramm noch immer das Gleiche. Alle vier Wochen *Wetten, dass ..?*, sonntagabends der *Tatort*: Es ist bei den Zuschauern, die aus der alten Bundesrepublik stammen, einzig einem Ritual zu verdanken, dass man vielleicht noch immer pünktlich einschaltet, obwohl man sich alle Fernsehsendungen längst zu jeder Tages- und Nachtzeit in den Mediatheken herunterladen kann.

Die sogenannten »Macher« des alten Mediums Fernsehen haben offenbar nichts kapiert. Sie agieren immer noch so, als könne man den Zuschauern etwas vorschreiben. Besonders die Öffentlich-Rechtlichen müssten sich jedoch längst wundern, warum ihre Kernzielgruppe im Wesentlichen die Sechzigjährigen umfasst; sie beglücken uns mit Spielfilmen, in denen das Auftreten eines jungen Menschen ähnlich viel Jubel und Erstaunen auslöst, als käme mal der Enkel ins Altersheim. Im gleichen Maße werden nach wie vor Werbepausen zwischengeschaltet, in denen man getrost dem Kühlschrank und den Toilettenräumen einen Besuch abstatten kann – die vor allem aber unheimlich nerven (und natürlich längst umgangen werden können). Leider haben viele Website-Betreiber dieses Modell übernommen und schalten Spots vor interessante Beiträge. Meine Generation schaltet da nicht ab, sondern aus. Wir

lassen uns eben nichts mehr vorschreiben. Eher umgekehrt. Und wenn Ihr uns kriegen wollt, müssen wir erst Eure Fans werden können.

Digital Natives werden schneller erwachsen

Nicht nur »programmatisch«, auch inhaltlich haben wir uns längst vom Fernsehen verabschiedet. Wir sind im Internet unterwegs, dort, wo durch schonungsloses Offenbaren und Zeigen die letzten Geheimnisse der Kindheit aufgelöst werden, wo alles unverschlüsselt ist. Wir wachsen mit YouPorn auf; Sex ist für uns, wie Ihr sagen würdet, »nur einen Mausklick entfernt«. Wir werden schneller erwachsen, weil wir Zugang zu allem haben. Das wiederum bedeutet nicht, dass wir »reizüberflutet« sind. Wir suchen und selektieren. Wir entdecken und tauschen uns aus – immer dann, wenn Ihr denkt, wir starren seit Stunden nutzlos auf den Monitor.

Tatsächlich entsteht dort gerade eine neue Wirklichkeit, jenseits der »virtuellen Realität«, wie Ihr das früher genannt habt. Unsere Wirklichkeit ist nicht das Web 2.0 oder *World of Warcraft*, sondern sie ist *wirklich* wirklich. Wir kennen keine Vorschriften, wann und wo wir uns etwas anzuschauen haben; wir tun es ständig. Wir schauen auch nicht beliebig, sondern sehr gezielt. Wir chatten exakt so oft sinnlos in der Gegend herum, wie früher Teenager an der Bushaltestelle herumgehungen haben; es kommt immer darauf an, ob man etwas mit sich anfangen kann oder nicht. Und vielleicht ist genau dies das Revolutionäre an unserer Generation: Wir provozieren eben nicht mit Rock 'n' Roll und Rebellion, sondern damit, dass wir alten Programmen entwachsen und schneller erwachsen sind. Wir gehen mit unserer Lebenswelt komplett anders um, als Ihr denkt.

Die Paradigmen haben sich verschoben. Wir kommunizieren an-

ders. Nicht vom Sender zum Empfänger, sondern miteinander. Wir erleben unsere Realität nicht als immer schneller werdend, sondern leben bequem im 24/7-Rhythmus, denn das hat überhaupt nichts mit Hektik zu tun. Zu sagen, dass es auf dem »digitalen Datenhigh-way« des »Cyberspace« so wahnsinnig schnell zugeht, entspricht der Feststellung, dass das Telefon ein wahnsinnig schnelles Medium ist, weil der Gesprächspartner ja schnell antwortet. Es geht aber nicht um Schnelligkeit, sondern um Gleichzeitigkeit – hier und jetzt. Wie wir.

Um solche Dinge geht es in diesem Buch. Und ich lade Euch herzlich ein, Euch ohne Anmeldung und Passwort einen direkten Zugang zu meiner Generation zu verschaffen – mit allen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen, die eine junge Generation eben bewirkt.

Vom Podcast zum Plenum

Sieht man einmal davon ab, dass ich mich immer schon sehr für Technik und Computer interessiert habe – wohl mehr als viele andere Jungs vielleicht für Fußball –, dann kann ich wohl behaupten, dass ich eine ziemlich normale Kindheit und Jugend hatte. Bis zu dem Zeitpunkt jedenfalls, als Apple im Jahr 2007 das iPhone auf den Markt brachte. Ich hatte mir vor der Markteinführung in Deutschland ein Gerät aus den USA mitbringen lassen und es gecrackt. Gerne hätte ich damals mehr Informationen über das iPhone gehabt als die flachgebügelten Presse- und Werbetexte. So etwas wie persönliche Berichte, die mir erklären, was es an neuen Ideen und Möglichkeiten für das Telefon gibt, ein kleines Video, das mir Schritt für Schritt zeigt, was ich alles machen kann und was die Programme für das Telefon – die sogenannten Apps – alles können. So etwas gab es aber nicht einmal ansatzweise. Bald schon hatte ich die Idee, meinem Know-

how, das ich mir bis dahin als Dreizehnjähriger beim Drehen unserer Urlaubsvideos angeeignet hatte, einen neuen Sinn und ein neues Ziel zu geben.

So erscheint seit April 2008 mehr oder weniger regelmäßig mein eigener Podcast, eine Art Fernsehsendung – nur eben im Internet. Zuerst ganz unbeholfen aus dem Kinderzimmer, manchmal auch mit Staubsaugergeräuschen im Hintergrund, später dann aus dem eigenen, mit viel Spaß und Herzblut aufgebauten kleinen Aufnahmestudio.

In meinem Podcast *Mein iPhone und ich* berichte ich über neue Programme und Dienste rund um das Apple-Handy. Anfangs hat das eine Handvoll Zuschauer interessiert, dann ein paar hundert. Es war klassische Mund-zu-Mund-Propaganda. Die ersten, die meinen Podcast sahen, posteten die Seite weiter an Freunde, die auch ein iPhone besaßen, es aber nicht richtig einsetzen konnten, und so drehte sich die Spirale weiter und weiter. Mittlerweile schauen sich regelmäßig über 100 000 Menschen meinen Podcast an. Ich freue mich jedes Mal genauso, wie ich auch darüber erstaunt bin, dass meine Sendung in den Podcast-Bestenlisten vor den Sendungen der großen Medienkonzerne rangiert. Mit *Mein iPhone und ich* habe ich regelmäßig mehr Zuschauer als zum Beispiel die jungen Kanäle von ARD und ZDF.

So wie es gerade aussieht, war mein Podcast aber erst der Anfang einer spannenden Reise. Denn ich wurde irgendwann gefragt, ob ich nicht mal einen Vortrag halten möchte. Ich sollte darüber reden, wie man so einen Podcast macht, was man bei der Technik beachten muss und wie man ihn verbreitet. Das war 2009. Ich war ziemlich aufgeregt. Der Vortrag fand im Rahmen eines Bar-Camps im Gebäude der *Süddeutschen Zeitung* statt. Die Teilnahmebedingungen waren ähnlich wie im Internet: Man musste gevotet werden, um in die erste Linie der Gesprächsrunde vorzudringen und einen Vortrag auf der Bühne halten zu dürfen. Ich wurde direkt in den »großen Saal« gevotet. Sogar einige Leute

vom Verlag waren anwesend – mein erster Kontakt mit den Anzugträgern! Ich sollte eigentlich dreißig Minuten sprechen, habe aber die Zeit kolossal überzogen. Das Thema lautete »Podcastdistribution«. Wie funktioniert das Internet, und wie kommt der Podcast auf den besten Wegen zum Nutzer? Der Vortrag war also eher technisch ausgelegt, aber irgendwie fanden es wohl alle recht spannend. Ich irgendwie auch. Es hat mir riesig Spaß gemacht, auf der Bühne zu stehen.

Offenbar hatte ich einen Nerv getroffen. Denn von da an bekam ich immer wieder Anfragen und sah hier dann auch recht bald eine Berufung: dazu beizutragen, die Wissenslücke der älteren Generation zu füllen; zu zeigen, wie sich nicht nur das Web und die Kommunikation verändern, sondern daraus resultierend das ganze Leben. Die digitale Welt ist ja kein Paralleluniversum. Sie ist unsere Welt, in der wir unser Leben gestalten. Unsere Welt ist ein Smartphone. Von dort geht alles aus, und deshalb verändert sich nicht nur der Umgang mit den Medien, sondern ganze Lebensbereiche, Gewohnheiten und Einstellungen sind im Wandel begriffen. Immer öfter stand ich nun in großen Sälen vor vielen Menschen in dunklen Anzügen. Ich erklärte ihnen, warum Podcasts so toll sind, wie wir Jugendlichen kommunizieren und warum beziehungsweise ob wir wirklich so viel in sozialen Netzwerken unterwegs sind. Als ich dann öfter Vorträge hielt, begann ich auch, mich in der Theorie mit all diesen Dingen zu beschäftigen. Ich war schon immer sehr neugierig. Ich wollte wissen, warum all diese für mich selbstverständlichen Dinge, mit denen ich groß geworden bin, für die Erwachsenen so fremd sind.

Mit wem ich auch sprach: Immer spürte ich eine große Unsicherheit und Sorge. »Macht dieses Internet nicht süchtig?« – »Warum wollt ihr euch denn nicht mehr in Wirklichkeit treffen. Ihr hängt ja nur noch vor dem Rechner. Habt ihr gar keine Freunde mehr?« – »Lest ihr denn nicht auch mal ein gutes Buch?«. Viele Fragen dieser Art prasselten nach meinen Vorträgen immer wieder auf mich

ein. Ich fühlte mich wirklich ein bisschen wie der Eingeborene, den die skeptischen Entdecker aus der alten Welt zaghaft beschnupperten.

Dieses Buch schließt den digitalen Generation Gap

Das war alles schon sehr cool. Hey, ich war fünfzehn! Ich war aber auch schockiert. Von meinen Eltern und meinen Lehrern wusste ich ja schon längst, dass sie die Welt, in der wir Digital Natives uns bewegen, oft nicht mehr verstehen und dass sie Sorge haben, den Kontakt zu uns zu verlieren. Die Leute, mit denen ich bei meinen Vorträgen bis heute zu tun habe, sind oft zwar auch besorgte Eltern – aber deswegen engagieren sie mich nicht. In der Regel stehe ich vor Repräsentanten großer Firmen, sogenannten Entscheidungsträgern. Menschen, die einen Doktor haben, die viel Geld verdienen und die mit großen Budgets bestimmen, wie es in der Wirtschaft künftig weitergeht. Diese Menschen haben meist kaum einen Schimmer davon, in welcher Welt wir uns bewegen; sie spüren aber die Veränderung. Sie haben nicht nur die Sorge, den Kontakt zu ihren eigenen Kindern zu verlieren. Sie wollen vor allem von mir wissen, wie sie mit ihrem Unternehmen den Anschluss an die Lebensrealität behalten und uns als ihre Zielgruppe oder potenzielle Mitarbeiter ansprechen können.

Sie sind nicht zu beneiden. Mehrere Branchen verlieren gerade den Kontakt zur jungen Generation. Darunter so wichtige Wirtschaftszweige wie die Automobilindustrie, die damit zu kämpfen hat, dass ein Auto nicht mehr unbedingt ein Statussymbol ist und dass immer weniger Jugendliche den Führerschein machen.

Es ist aber nicht nur für die Digital Immigrants, die technologisch weitgehend unbeleckten digitalen Einwanderer, schwer, sich in der neuen Welt zurechtzufinden. Auch für uns Digital Natives ist es

nicht immer leicht, uns zu orientieren. Wir sind schließlich die erste Generation, die in einer völlig neuen Medienwelt groß wird – in einer Medienwelt, die dabei ist, viele Bereiche des Lebens grundlegend zu verändern. Und als wäre das nicht schon schwer genug, kommen die Rahmenbedingungen auch noch aus einer anderen Zeit.

Neulich meinte meine Großmutter: »Junge, ich bin gerade beim Nachbarn an seinem Computer und schicke dir gleich mal so eine E-Mail. Also stell dich mal daneben und warte, die muss gleich kommen.« Das ist süß. Einfach süß. Und so empfinde ich auch Leute wie Herrn Thoma. Einfach süß. Sender, Empfänger, Programm, guck oder stirb. Er könnte mein Großvater sein. Übrigens, Opa, Facebook lebt davon, dass Menschen von sich auf andere schließen: Überlegen, was andere interessieren kann, was sie teilen wollen, den Inner Circle erweitern, bloggen, twittern ... oder auch mal ein total bescheuertes Katzenvideo anschauen.

Für die Menschen und Manager, die Helmut Thomas Kinder sein könnten, ist es nur ein kleiner Schritt, meine Generation zu verstehen. Sie werden sicher nachvollziehen können, dass wir in unser Leben zu integrieren versuchen, was nun einmal real ist: das Virtuelle. Wir leben damit, seitdem wir auf der Welt sind. Und ich möchte hier erzählen, was sich für uns verändert hat und was wir gerade damit anstellen. Ich wünsche Euch also eine große Entdeckungsreise in diesem Medium Buch, das ich übrigens wieder sehr zu schätzen gelernt habe. Um nicht zu sagen: *like*.

1 Die lieben Medien – und wie wir damit umgehen

Das Kommunikationsverhalten der Generation Y

Im Internet kursiert seit Jahren ein wunderbarer Text von einem unbekanntem Autor, der allen vor 1975 Geborenen noch einmal vorhält, wie und vor allem unter welchen »Gefahren« sie aufgewachsen sind:

Wenn du als Kind in den 50er, 60er oder 70er Jahren lebst, ist es zurückblickend kaum zu glauben, dass wir so lange überleben konnten.

Als Kinder saßen wir in Autos ohne Sicherheitsgurte und ohne Airbags. Unsere Bettchen waren angemalt in strahlenden Farben voller Blei und Cadmium. Die Fläschchen aus der Apotheke konnten wir ohne Schwierigkeiten öffnen, genauso wie die Flasche mit Bleichmittel. Türen und Schränke waren eine ständige Bedrohung für unsere Fingerchen. Auf dem Fahrrad trugen wir nie einen Helm. Wir tranken Wasser aus Wasserhähnen und nicht aus Flaschen. Wir bauten Wagen aus Seifenkisten und entdeckten während der ersten Fahrt den Hang hinunter, dass wir die Bremsen vergessen hatten. Damit kamen wir nach einigen Unfällen klar.

Wir verließen morgens das Haus zum Spielen. Wir blieben den ganzen Tag weg und mussten erst wieder zu Hause sein, wenn die Straßenlaternen angingen. Niemand wusste, wo wir waren, und wir hatten nicht mal ein Handy dabei! Fahrräder (nicht Mountain-Bikes!) wurden von uns selbst repariert! Wir haben uns geschnitten, brachen Knochen und Zähne, und niemand wurde deswegen verklagt. Es waren Unfälle. Niemand

hatte Schuld außer wir selbst. Keiner fragte nach »Aufsichtspflicht«.

Kannst du dich noch an »Unfälle« erinnern?

Wir kämpften und schlugen einander grün und blau. Damit mussten wir leben, denn es interessierte den Erwachsenen nicht. Wir aßen Kekse, Brot mit dick Butter, tranken sehr viel und wurden trotzdem nicht zu dick. Wir tranken mit unseren Freunden aus einer Flasche, und niemand starb an den Folgen. Wir hatten keine: Playstation, Nintendo 64, X-Box, Videospiele, 64 Fernsehkanäle, Filme auf Video/DVD, Surround Sound, eigenen Fernseher, Computer oder Internet-Chat-Rooms ... wir hatten Freunde!

Wir gingen einfach raus und trafen unsere Freunde auf der Straße. Oder wir marschierten einfach zu deren Heim und klingelten. Manchmal brauchten wir gar nicht zu klingeln, sondern gingen einfach hinein. Ohne Termin und ohne Wissen unserer jeweiligen Eltern. Keiner brachte uns und keiner holte uns.

Wie war das möglich?

Wir dachten uns Spiele aus mit Holzstöckchen und Tennisbällen. Beim Straßenfußball durfte nur mitmachen, wer gut war. Wer nicht gut war, musste lernen, mit Enttäuschungen klarzukommen. Manche Schüler waren nicht so schlau wie andere. Sie rasselten durch Prüfungen und wiederholten Klassen. Das führte nicht zu emotionalen Elternabenden oder gar zur Änderung der Leistungsbewertung.

Wir bumsten quer durch den Gemüsegarten, hatten jede Menge Sex. Wir wussten zwar nicht immer den Namen unseres Partners, aber das war egal. Wir mussten uns die Pornos wenigstens nicht aus dem Internet laden, wir machten sie selber! Unsere Taten hatten manchmal Konsequenzen. Das war klar und keiner konnte sich verstecken. Wenn einer von uns gegen das Gesetz verstoßen hat, war klar, dass die Eltern ihn nicht

aus dem Schlamassel herausholten. Im Gegenteil: Sie waren der gleichen Meinung wie die Polizei! So etwas!

Unsere Generation hat eine Fülle von innovativen Problemlösern und Erfindern mit Risikobereitschaft hervorgebracht. Wir hatten Freiheit, Misserfolg, Erfolg und Verantwortung. Mit alledem wussten wir umzugehen. So war das. Herzlichen Glückwunsch uns allen, dass wir das überlebt haben! Geboren nach 1975 = So, jetzt wisst ihr Warmduscher das auch ;-)

Mal hier und dort ein wenig variiert, haben zahlreiche User und Blogger diesen Text verbreitet. Besonders der Umgang mit den Medien ist spannend – beziehungsweise die Tatsache, dass man zum Beispiel auch ohne Mobiltelefon »überleben« konnte. Morgens das Haus verlassen und abends irgendwann wiederkommen, ohne ständiges Justieren der Verabredungen. Oder ohne die berühmten Gespräche, die mit »Ich bin jetzt da« beginnen. Wir Warmduscher realisieren unseren Alltag tatsächlich »nicht ohne mein Handy«. Aber sollen wir tatsächlich, nur um zu beweisen, dass wir ganz normal sind, das Smartphone und Tablet zu Hause liegenlassen?

Die letzten verborgenen Geheimnisse der Generation Y

Kennt Ihr die Situation? Euer Kind kommt von der Schule nach Hause, setzt sich an den Computer, noch bevor es am Esstisch gesehen wurde, hackt wirt in die Tasten, und auf dem Bildschirm flimmern Fotos und Nachrichten im Sekundentakt vorbei. Umrahmt vom schönen Dunkelblau auf dem mit weißen Lettern etwas wie »facebook« aufleuchtet. Und so geht es offenbar den ganzen Tag weiter. Tagein, tagaus. Ist Euch eine solche Situation vertraut?